GENDER OPEN REPOSITORIUM

Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis: ein Werkzeugkasten für die Frauen- und Geschlechterforschung

Dölling, Irene; Krais, Beate

2007

https://doi.org/10.25595/2399

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dölling, Irene; Krais, Beate: *Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis: ein Werkzeugkasten für die Frauen- und Geschlechterforschung*, in: Querelles : Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung (2007) Nr: 12, 12-37. DOI: https://doi.org/10.25595/2399.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Quer*elles*. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung
2007

Quer*elles*. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung
erscheint in Verbindung mit der Edition
Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung
an der Freien Universität Berlin

Beirat

Anke Bennholdt-Thomsen (Berlin), Renate Berger (Berlin),
Ulla Bock (Berlin), Angelika Ebrecht (Berlin), Susanne Kord
(Washington), Irmela von der Lühe (Berlin), Anita Runge (Berlin),
Angelika Schaser (Hamburg), Margarete Zimmermann (Berlin)

Herausgeberinnen des Bandes
Ulla Bock, Irene Dölling und Beate Krais

Redaktion
Anita Runge
Zentraleinrichtung zur Förderung
von Frauen- und Geschlechterforschung
Habelschwerdter Allee 45
14195 Berlin

QUER*ELLES*

Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 2007

Band 12

Prekäre Transformationen

Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis
und ihre Herausforderungen
für die Frauen- und Geschlechterforschung

WALLSTEIN VERLAG

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG).

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2007
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
Druck: Hubert & Co, Göttingen
gedruckt auf säure- und chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier
ISBN 978-3-8353-0128-3

Inhalt

Einleitung 7

Irene Dölling, Beate Krais: Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis: ein Werkzeugkasten für die Frauen- und Geschlechterforschung 12

Selbstreflexivität

Sabine Hark: Vom Gebrauch der Reflexivität. Für eine »klinische Soziologie« der Frauen und Geschlechterforschung 39

Symbolische Gewalt

Angela McRobbie: »What Not to Wear« – Stilberatung und postfeministische symbolische Gewalt 63
Aline Oloff: ›Geschlecht‹ im Spiel *Doing Diplomacy*. Implikationen für die Umsetzung von Gender Mainstreaming 79
Claudia Rademacher: »Diskursive Umarmung«. Geschlechterverhältnisse und symbolische Gewalt im Postfordismus 96
Maja Suderland: Männliche Ehre und menschliche Würde. Über die Bedeutung von Männlichkeitskonstruktionen in der sozialen Welt der nationalsozialistischen Konzentrationslager 118

Soziale Ungleichheiten

Bridget Fowler: Pierre Bourdieus *Die männliche Herrschaft* lesen: Anmerkungen zu einer intersektionellen Analyse von Geschlecht, Kultur und Klasse 141
Susanne Völker: Prekäre Transformationen – herausgeforderte Lebensführungen 176

Fundstück

Ein Brief von Pierre Bourdieu mit einem Kommentar von Beate Krais 195

Forum

Selbstreflexivität in der Frauen- und Geschlechterforschung – Ein Gespräch: *Ulla Bock* (Soziologie), *Irene Dölling* (Soziologie), *Martina Dören* (Medizin), *Petra Gehring* (Philosophie), *Karin Hausen* (Geschichtswissenschaft), *Gudrun-Axeli Knapp* (Sozialpsychologie), *Beate Krais* (Soziologie) 201

Auswahlbibliographie 233
Über die Autorinnen und Herausgeberinnen 244
Editorial 247

Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis: ein Werkzeugkasten für die Frauen- und Geschlechterforschung

von

Irene Dölling und Beate Krais

Als Bourdieus *Männliche Herrschaft* 2005 in deutscher Übersetzung erschien, nahm ›die Frauenfrage‹, die Frage nach der Legitimität einer von ausgeprägten Machtasymmetrien durchzogenen Geschlechterordnung und nach den Ansatzpunkten ihrer Veränderung, in den politischen und gesellschaftstheoretischen Debatten keineswegs mehr den Raum ein, den sie gut zehn Jahre zuvor hatte. Sie war in den Hintergrund getreten gegenüber jenen Phänomenen, die mit den Stichworten der Globalisierung und des Neoliberalismus nur ungenau umschrieben sind. Damit wird ein sozialer Wandel bezeichnet, der den grundlegenden Umbau der Organisationsformen und Institutionalisierungen mit sich bringt, mit denen moderne Gesellschaften bislang ihre Austauschprozesse, ihre Vergemeinschaftungen und ihre charakteristischen Konflikte regulierten. Dieser Wandel ist ablesbar etwa an der gleichzeitigen Entgrenzung und Subjektivierung der Arbeit, an der Durchsetzung des Primats der Ökonomie über die Politik, am Umbau des Staates, an der rapide zunehmenden Prekarität der Beschäftigungs- und Lebensverhältnisse bis weit in die Mittelschichten hinein, an einem neuen Zusammenspiel von Selbstkontrolle und umfassender Überwachung der Individuen, vor allem aber an einem neuen Schub der Ausweitung des Marktes auf alle Lebensbereiche. Werke wie *Der neue Geist des Kapitalismus* von Luc Boltanski/Eve Chiapello, Robert Castels *Die Metamorphosen der sozialen Frage*, Wolfgang Englers *Bürger, ohne Arbeit* oder auch Richard Sennetts *Der flexible Mensch*, die sich mit diesen Transformationsprozessen auseinandersetzen, gehören ebenso wie Bourdieus politische Stellungnahmen gegen den Neoliberalismus zu den meist diskutierten sozialwissenschaftlichen Veröffentlichungen des letzten Jahrzehnts.[1]

1 Boltanski, Luc/Chiapello, Eve: Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz 2003; Castel, Robert: Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz 2000; Engler, Wolfgang: Bürger, ohne Arbeit. Für eine radikale Neugestaltung der Gesellschaft. Berlin 2005; Sennett, Richard: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin 1998.

Dieser neue Schub in der »großen Transformation« der Welt zu einer Welt der Waren und der Märkte[2] stellt für die Frauen- und Geschlechterforschung eine große Herausforderung dar, lässt er doch die moderne Form der Organisation des Geschlechterverhältnisses nicht unberührt, die sich mit der bürgerlichen Gesellschaft herausgebildet hat. Die Analysen zum Geschlechterverhältnis gesellschaftstheoretisch zu verankern und auf andere Strukturprinzipien der modernen Gesellschaft zu beziehen, ist allerdings keine Aufgabe, die sich erst heute stellt. Ihre wesentlichen Impulse bezog die Frauen- und Geschlechterforschung aus den Demokratie- und Bürgerrechts-Bewegungen, aus denen heraus sie in den westlichen Demokratien um 1970 herum entstanden war, und mit dieser gesellschaftskritischen Stoßrichtung der wissenschaftlichen Arbeit war ein hoher theoretischer Anspruch verbunden: Wenn ›Geschlecht‹ als gesellschaftliche Strukturkategorie zu gelten hatte, dann mussten die vorfindlichen Geschlechterarrangements und die spezifischen Formen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau im Kontext der Strukturprinzipien der bürgerlichen Gesellschaft expliziert werden können. Dabei war den feministisch engagierten Wissenschaftlerinnen von vornherein klar, dass dieses Ziel ohne kritische Auseinandersetzung mit der soziologischen Denkweise – oder dem »soziologischen Kanon«, wie Marshall/Witz[3] schreiben – und ihrem Umbau nicht zu erreichen sein würde.

Der Blick zurück auf die Fragestellungen, die Debatten und das methodische Instrumentarium der Frauen- und Geschlechterforschung seit ihren Anfängen vor gut dreißig Jahren macht deutlich, dass sie enorme Erkenntnisfortschritte zu verzeichnen und insbesondere bei der De-Naturalisierung des Geschlechterverhältnisses gründliche Arbeit geleistet hat. Sie konnte zeigen, dass die Geschlechterhierarchie nicht auf ›natürliche‹ Eigenschaften von Personen zurückzuführen ist, sondern als ein tiefverwurzeltes Prinzip der Regelung sozialer Beziehungen verstanden werden muss, ein Prinzip, das ständig unseres sozialen Handelns bedarf, um wirksam zu sein. Empirische Studien machten das aktive und prozessuale Moment der Herstellung von Geschlechterdifferenzen in der Interaktion sichtbar und differenzierte Untersuchungen zum Lebenslauf, zu Arbeit, Organisation und Beruf erhellten, wie Differenz und Hierarchie der Geschlechter in die gesellschaftlichen Institutionen eingelagert sind

2 Vgl. Polanyi, Karl: The Great Transformation (1944). Frankfurt/M. 1977.

3 Marshall, Barbara L./Witz, Anne (Hrsg.): Engendering the Social. Feminist Encounters With Sociological Theory. Maidenhead 2004.

und in immer neuen Variationen reproduziert werden. Festzustellen ist jedoch auch, dass der Anspruch der gesellschaftstheoretischen Einbindung und der Herstellung systematischer Bezüge zu anderen Strukturprinzipien gesellschaftlicher Entwicklung, der in den Anfängen der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung eine zentrale Bedeutung hatte, nicht wirklich eingelöst worden ist. Gudrun-Axeli Knapp (2005) spricht, vor allem im Hinblick auf die Beziehung von Klasse und Geschlecht, von »liegengebliebenen theoretischen ›Baustellen‹.«[4] Zum einen sind die zentralen Paradigmen, Problematiken und Sichtweisen der Soziologie von den Debatten und den Ergebnissen feministischer Forschung weitgehend unberührt geblieben und zum anderen ist die Frauen- und Geschlechterforschung selbst, trotz aller Wissenschaftskritik, diesem »soziologischen Kanon« im Wesentlichen verhaftet geblieben: Auch hier finden sich die aus dem idealistischen Denken des 19. Jahrhunderts stammenden Dualismen von Individuum und Gesellschaft, von Körper und Geist, wie sich beispielsweise an der Begrifflichkeit von *sex* und *gender* zeigt. Mit der unreflektierten Übernahme des Konstrukts der sozialen Rolle – als Geschlechtsrolle, als Rolle der Frau bzw. des Mannes – zur Konzeptualisierung des vergesellschafteten Individuums hat sich die Frauen- und Geschlechterforschung mit der ganzen Problematik eines in eine Vielzahl von Rollen aufgespaltenen, körperlosen *homo sociologicus* belastet. Es ist daher nicht von ungefähr, dass die Frauen- und Geschlechterforschung in dem wissenschaftlichen Status verharrt, der ihr im Rahmen der traditionellen soziologischen Denkweise zukommt, nämlich im Status einer Spezialdisziplin, die sich mit einer nicht besonders relevanten Ecke der sozialen Welt beschäftigt. Und offenkundig bedarf es eines neuen Anlaufs in den theoretischen Anstrengungen, um die über die Geschlechterordnung vermittelte gesellschaftliche Strukturierung zusammenzudenken etwa mit den Verschiebungen in der Klassengliederung, mit dem Umbau des Sozialstaats und den Verschiebungen der Machtverhältnisse im globalen Maßstab.

Vor der Herausforderung einer neuen gesellschaftstheoretischen Anstrengung steht nun keineswegs allein die Frauen- und Geschlechterforschung, aber auch sie hat sich ihr zu stellen, wenn sie mehr sein will als eine sozialwissenschaftliche Spezialität, die sich selbst genügt. Es ist offenkundig, dass die bilanzierenden Arbeiten der letzten Jahre, wie zum

4 Knapp, Gudrun-Axeli: »Intersectionality« – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von »Race, Class, Gender«. In: Feministische Studien, 23. Jg., 2005, H. 1, S. 72.

Beispiel die Arbeiten von Gottschall[5] und Wetterer[6], oder auch der von Marshall/Witz (2004) vorgelegte Anstoß zu einer erneuten Auseinandersetzung mit dem »soziologischen Kanon«, genau in diese Richtung zielen, und offenkundig ist auch, dass sich die theoretischen Ansatzpunkte für dieses Unterfangen nicht gerade anbieten. Anregungen, aber auch neue Herausforderungen, sind jedoch zu erwarten von der Auseinandersetzung mit dem Werk eines großen Außenseiters der Soziologie, der mit der Frauen- und Geschlechterforschung den gesellschafts- und wissenschaftskritischen Anspruch teilt: Pierre Bourdieu. Sein Beitrag zur Debatte um das Geschlechterverhältnis – *Die männliche Herrschaft* – macht schon im Titel deutlich, worum es ihm hier wie in allen seinen soziologischen Untersuchungen geht: um die Analyse von Herrschaftsverhältnissen. Wie in seinen anderen Arbeiten stehen dabei jene Formen der Herrschaft und der Gewalt im Mittelpunkt, die über Kultur, das heißt über die Sichtweisen der Welt, über die Selbstverständlichkeiten unseres Denkens vermittelt sind: symbolische Herrschaft bzw. symbolische Gewalt – und auch in diesem Fall ist seine Analyse in praktisch-politischer Absicht entstanden.

Dieses Jahrbuch ist *nicht* in erster Linie einer Auseinandersetzung mit Bourdieus Studie *Die männliche Herrschaft* gewidmet. Vielmehr geht es darum, in die deutschsprachige Frauen- und Geschlechterforschung das innovative analytische Instrumentarium einzubringen, das Bourdieus Soziologie der Praxis bereitstellt. Wir wollen zeigen, dass die ›Erkenntniswerkzeuge‹, die Bourdieu entwickelt hat, neue Wege weisen, um einige jener »liegengebliebenen Baustellen« der Frauen- und Geschlechterforschung anzugehen. Bourdieus Soziologie der Praxis ist in Anknüpfung an vielfältige Traditionslinien des soziologischen Denkens entstanden, so unter anderem an Marx, an Durkheim, an Max Weber, aber vor allem im Bruch mit jenen zentralen Paradigmen des soziologischen Mainstreams, die soziales Handeln nach dem Modell des rationalen Kalküls oder als Befolgen von Normen und Regeln entwerfen. Den Ausgangspunkt für Bourdieus Zugang zur sozialen Welt bildet die Einsicht, dass die soziale Praxis der Akteure eine eigene Logik hat, die nicht zusammenfällt mit der Logik der wissenschaftlichen Beobachter jener Akteure. Bourdieu stellt fest, dass die Sozialwissenschaften immer wieder dem »scholastischen Irr-

5 Gottschall, Karin: Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs. Opladen 2000.

6 Wetterer, Angelika: Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. »Gender at Work« in theoretischer und historischer Perspektive. Konstanz 2002.

tum« verfallen, der darin besteht, »die Modelle, die der Wissenschaftler konstruieren muss, um die Praktiken zu erklären, in das Bewusstsein der Akteure zu verlegen«, das heißt aber auch, »so zu tun, als ob die Konstruktionen, die der Wissenschaftler produzieren muss, um die Praktiken zu verstehen, […] das bestimmende Prinzip dieser Praktiken wären.«[7] Dieser Irrtum lässt sich nur vermeiden, wenn die Reflektion des eigenen Standpunkts im Verhältnis zum untersuchten Gegenstand zum konstitutiven Moment der Arbeit der Wissenschaftlerin und des Wissenschaftlers wird.

Wie an der Formulierung von den ›Erkenntniswerkzeugen‹ deutlich wird, ist es Bourdieu niemals darum gegangen, eine übergreifende Gesellschaftstheorie zu entwickeln, in die sich gegenstandsbezogene und historisch eingegrenzte soziologische Analysen – die gerne auch Theorien mittlerer Reichweite genannt werden – einfügen lassen. Die Vorstellung, Ziel strenger und konsequenter theoretischer Arbeit in der Soziologie könne nur sein, *eine* umfassende, die Gesellschaft als Ganzes erschließende Theorie – den Entwurf eines Systems – zu entwickeln, hat Bourdieu nie geteilt. Wohl aber hat er große theoretische Anstrengungen unternommen, um analytische Konstrukte zu erarbeiten, mit denen eine bestimmte, räumlich und zeitlich lokalisierbare soziale Wirklichkeit in ihrer Komplexität erfasst werden kann. Seine Soziologie der Praxis enthält damit zugleich Anregungen und Herausforderungen für die Frauen- und Geschlechterforschung. Von besonderer Bedeutung dabei sind das Konstrukt des Habitus und Bourdieus Überlegungen zur symbolischen Herrschaft und Gewalt und seine Forderung nach Selbst-Reflexivität als konstitutivem Moment soziologischer Arbeit. Dies soll im Folgenden näher erläutert werden.

Habitus, sozialer Raum, soziales Feld

Das bis heute einflussreichste soziologische Konstrukt, das das Individuum als vergesellschaftetes zu denken erlaubt, ist das der sozialen Rolle, eine spezifisch soziologische Variante der Vorstellung vom sozialen Handeln als dem Befolgen von Regeln und Normen. Es geht von der Entgegensetzung von Individuum und Gesellschaft aus, wobei das Individuum zunächst als gesellschaftsfreies Subjekt gedacht wird, an das ›von außen‹,

7 Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt/M. 1998, S. 210.

von der Gesellschaft, bestimmte Regeln und Normen des Denkens und Handelns herangetragen werden. Wie die Rolle im Theater, die nicht der Schauspieler für sich entwickelt hat, sondern ein anderer, nämlich der Dramatiker, ist die soziale Rolle, die ein Individuum übernimmt, immer schon vorhanden, ›geschrieben‹ von der Gesellschaft. Das bedeutet auch, dass Normen, Werte und Rollen dem Individuum als Fesseln erscheinen müssen, beispielsweise als eine von außen angesonnene, das Individuum einengende »normative gender identity«, wie es bei Butler[8] heißt. Die Kraft zu gesellschaftlicher Veränderung kommt nach dieser Vorstellung nicht aus der Gesellschaft – das wäre die Norm oder die Rolle –, sondern aus dem Innern des Subjekts, das die Fesseln sprengt, die die Gesellschaft ihm anlegt.

Feministische Soziologinnen haben das Rollen-Konzept schon sehr früh als untauglich für die Frauen- und Geschlechterforschung verworfen,[9] da das Geschlecht der Individuen als eine Dimension ihres Handelns und ihrer Identität anzusehen ist, die in allen sozialen Kontexten präsent ist, nicht nur situationsspezifisch im Kontext geschlechtlicher und familialer Aktivitäten im engeren Sinne. Ebenso verfehlt das Rollen-Konzept das Prozessuale, den Aspekt des Herstellens und Veränderns von Geschlechterdifferenzen – das *doing gender* – in der Interaktion. Unbeschadet dieser inzwischen schon klassisch zu nennenden Kritik gehört jedoch das Rollen-Konzept, wie bei der Lektüre selbst theoretisch hoch reflektierter feministischer Arbeiten unschwer festzustellen ist, nach wie vor zu den tragenden theoretischen Konstrukten der Frauen- und Geschlechterforschung.

Um den Fallstricken der »scholastischen Sichtweise« zu entgehen, die auch den *homo sociologicus* als Rollenspieler hervorgebracht hat, hat Bourdieu eine Vorstellung vom vergesellschafteten Individuum entwikkelt, die der Logik der Praxis gerecht wird. Dazu ›erfand‹ er eine theoretische Kategorie, die das Historische, Gewordene der handlungsleitenden Prinzipien ebenso aufnimmt wie das kreative, innovative Moment des sozialen Handelns und gleichzeitig der charakteristischen inneren Kohärenz der verschiedensten Handlungen des Individuums Rechnung trägt. Diese Vorstellung, dieses analytische Konstrukt ist der Habitus. Bourdieu hat damit eine Alternative zum bis heute das soziologische Denken

8 Butler, Judith: Performativity's social magic. In: Richard Shusterman (Hrsg.): Bourdieu: A critical reader. Oxford 1999.

9 Vgl. Lopata, Helena Z./Thorne, Barrie: On the Term »Sex Roles«. In: Signs, 4. Jg., 1978, H. 1, S. 718-721.

prägenden Rollenkonzept entwickelt, die auf das gleiche Problem zielt wie jenes: Wie kann man das Individuum als vergesellschaftetes begreifen? Bourdieus Alternative ist jedoch keine Weiterentwicklung und auch keine Variante des um Norm, Regel und Rolle zentrierten Verständnisses der sozialen Akteure, sondern ein grundlegend anderes Paradigma. Dies lässt sich in drei Punkten charakterisieren.

Erstens ermöglicht es das Habitus-Konzept, das unmittelbar Gesellschaftliche des menschlichen Handelns zu erfassen. Die Entgegensetzung von Individuum und Gesellschaft, die charakteristisch ist für die Vorstellung von einem Normen und Regeln befolgenden sozialen Akteur, kennt Bourdieus Soziologie der Praxis nicht. Im Konstrukt des Habitus wird das handelnde Individuum von vornherein und sehr radikal als vergesellschaftetes konstruiert. Durch sein körperliches In-der-Welt-Sein ist der Mensch immer schon in der Gesellschaft, und zwar in einer konkreten, in Raum und Zeit lokalisierten Gesellschaft. Dieses In-der-Gesellschaft-Sein ist von vornherein Tätigkeit, aktive Auseinandersetzung mit der sozialen Welt. Gesellschaft und Individuum erzeugen sich gegenseitig.[10] Im Zentrum von Bourdieus Theorie der Praxis stehen nicht die Strukturen, sondern die *agents*, die handelnden Subjekte – die »wirklichen Individuen«, wie Marx/Engels in der *Deutschen Ideologie* schreiben. Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass Bourdieu Goffmans Arbeiten sehr geschätzt hat, die diese Prozesse in der unmittelbaren Interaktion sichtbar machen. Das Habitus-Konzept soll genau dies ermöglichen: dem Flüssigen, Offenen und Intuitiven sozialen Handelns Rechnung zu tragen. Allerdings richtet Bourdieu den Blick nicht allein auf das Handeln der Individuen in der konkret betrachteten Interaktion; es geht ihm immer auch darum, die Geschichte dieses Handelns, das Gewordene des Habitus und damit auch die sozialen Strukturen, die ihn geprägt haben, mit einzubeziehen. Die Individuen, die in eine bestimmte Gesellschaft hineingeboren werden, nehmen diese über ihre Praxis in dieser Gesellschaft, über ihre Erfahrungen mit der sozialen Welt, in der sie leben, denken und handeln, in ihren Habitus auf, führen weiter, verändern und variieren, was sie vorgefunden haben, und manchmal revolutionieren sie Elemente dieser Welt.

Zu den unbestrittenen Verdiensten der Frauen- und Geschlechterforschung gehört, dass sie die Körperlichkeit der sozialen Subjekte ins Blickfeld der sozialwissenschaftlichen Analyse gerückt hat – wie sich heraus-

10 Vgl. dazu ausführlicher Gebauer, Gunter/Wulf, Christoph: Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbek 1998.

stellte, ist Geschlecht, unbeschadet der Unterscheidung von *sex* und *gender*, die die Debatten lange geprägt hat, ohne die Materialität des menschlichen Körpers und ohne die körperliche Tätigkeit der Individuen nicht zu denken. Allerdings, und dies ist der *zweite* zentrale Aspekt des Habitus-Konzepts, der hier erwähnt werden soll, eröffnet erst dieses hierzu einen systematischen Zugang – im Rahmen des Paradigmas von Norm und Regel kann der soziale Akteur nur als körperloses Substrat gedacht werden. Der Habitus ist, wie Bourdieu schreibt, »das Körper gewordene Soziale«,[11] und dies ist keineswegs bloße Metapher. Der Habitus als inkorporierte Erfahrung des Subjekts mit der sozialen Welt *manifestiert* sich nicht nur in den Gesten, in der Körperhaltung und im Körpergebrauch; vielmehr *ist* der Körper als Speicher sozialer Erfahrung wesentlicher Bestandteil des Habitus.

Drittens schließlich erlaubt es das Habitus-Konzept, das Ineinander-Verwobensein unterschiedlicher Dimensionen des Sozialen – und auch unterschiedlicher Dimensionen sozialer Ungleichheit – zusammenzudenken. Im Habitus ist die Geschichte des Individuums aufgehoben; seine Erfahrungen mit der Welt, die spezifischen Sichtweisen und Handlungsmöglichkeiten, die es sich im Laufe seines Lebens angeeignet hat, machen seinen Habitus aus. Prägend sind insbesondere die frühen Erfahrungen des sozialen Orts, in den er/sie hineingeboren wurde, der bestimmte Wünsche, Zeithorizonte, Aspirationen, Umgangsweisen mit der Welt eröffnet und andere ausschließt. Anders als im Kontext der Rollentheorie wird das soziale Subjekt nicht als Träger eines Bündels von funktional gegliederten Rollen gedacht, vielmehr hat es *einen* Habitus, nicht mehrere.[12] Diesen ›nimmt es mit‹ in alle sozialen Kontexte und in alle Institutionen, in denen es tätig wird; und mit seiner Praxis in diesen Institutionen modifiziert es zugleich seinen Habitus und die Institution. Die vielfältigen Aspekte des Sozialen, die die Soziologie analytisch auseinanderlegt und getrennt abhandelt, wie beispielsweise die Klassenlage

11 Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic J. D.: Reflexive Anthropologie. Frankfurt/M. 1996, S. 161.

12 Die Trennung, die der Soziologe und die Soziologin vornehmen, wenn sie einmal vom Klassenhabitus, ein andermal vom geschlechtsspezifischen Habitus und ein drittes Mal vom Künstler-Habitus usw. sprechen, ist nichts anderes als eine nachlässige Redeweise: Dabei wird jeweils eine Dimension des Sozialen herausgegriffen, analytisch abgetrennt und für sich betrachtet. Das Individuum selbst verkörpert jedoch die Gesamtheit des Sozialen, in dem es lebt und handelt. Mit dem Habitus sind wir in der Welt und haben die Welt in uns – und da die Welt, zumindest die moderne, voller Widersprüche und Konflikte ist, ist auch der Habitus keineswegs konflikt- und widerspruchsfrei zu denken.

und das Geschlecht, sind im Habitus des Individuums untrennbar miteinander verbunden; man kann *doing gender* nicht machen (und nicht beobachten) ohne das mit hereinspielende *doing class*. So ist auch die Geschlechterordnung ein ›Thema mit Variationen‹. Man handelt immer in bestimmten sozialen Kontexten, zum Beispiel als Frau kleinbürgerlicher sozialer Herkunft, die nach einem Studium der Betriebswirtschaftslehre bei einer Bank arbeitet und nach den in diesem Feld geltenden ›Spielregeln‹ um Anerkennung, Karriere und Einkommen kämpft. Umgekehrt ist auch die soziale Praxis einer bestimmten sozialen Klasse immer durch die Geschlechterordnung modifiziert. In einem Interview fand Bourdieu eine treffende, der Musik entlehnte Metapher für dieses Ineinander-Verwobensein der verschiedenen Dimensionen sozialer Strukturierung: »Das Geschlecht ist eine ganz fundamentale Dimension des Habitus, die, wie in der Musik die Kreuze oder die Schlüssel, alle mit den fundamentalen sozialen Faktoren zusammenhängenden sozialen Eigenschaften modifiziert.«[13]

Damit ist ein Problem angesprochen, das seit einigen Jahren in der Frauen- und Geschlechterforschung unter dem Stichwort ›Intersektionalität‹ verhandelt wird, nämlich die Verschränkung der Geschlechterordnung mit weiteren Dimensionen sozialer Ungleichheit.[14] Diese ›Intersektionalität‹ existiert praktisch, das heißt im Handeln der Individuen, und Bourdieus Soziologie der Praxis, die Individuum und Gesellschaft als zwei Seiten ein- und derselben Sache begreift, eröffnet hierzu einen systematischen Zugang. Wie erinnerlich, betont Bourdieu, dass der Habitus nicht etwa einen Komplex von Persönlichkeitsmerkmalen bezeichnet, die das Individuum jenseits seines Handelns einfach ›hat‹, sondern immer bezogen ist auf gesellschaftliche Strukturen. Es gibt, schreibt Bourdieu, zwei Formen, in denen sich Geschichte objektiviert: »Die soziale Realität existiert sozusagen zweimal, in den Sachen und in den Köpfen, in den Feldern und in den Habitus, innerhalb und außerhalb der Akteure«,[15]

13 Bourdieu, Pierre: Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrücke. In: Irene Dölling/Beate Krais (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M. 1997 (nachfolgend zitiert als Bourdieu 1997b), S. 222.

14 Die verschiedenen Dimensionen sozialer Ungleichheit zusammenzudenken, ist auch in der Ungleichheitsforschung seit langem ein Desiderat (vgl. z.B. Kreckel, Reinhard: Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit. Frankfurt/M., New York 2001). Neuere Beiträge zu dieser Diskussion rekurrieren ebenfalls auf Bourdieu, vgl. Weiß, Anja u.a. (Hrsg.): Klasse und Klassifikation. Die symbolischen Dimensionen sozialer Ungleichheit. Wiesbaden 2001.

15 Bourdieu/Wacquant 1996, S. 161.

und die »Sachen«, die Institutionen, die sozialen Strukturen, existieren nur, solange sie von den Individuen am Leben gehalten werden. In Bourdieus Untersuchungen stehen jene Strukturen im Mittelpunkt, die sich auf soziale Klassen und Schichten – den sozialen Raum – und auf die gesellschaftliche Arbeitsteilung – die sozialen Felder – beziehen. Beide kommen nur durch die Individuen zustande, die sich im sozialen Raum bzw. in einem bestimmten sozialen Feld bewegen und sich in ihrem Handeln auf die anderen Individuen beziehen. So ist also der soziale Raum, wie Vester bemerkt, »nicht einfach ein Klettergerüst, auf dem um die besten Plätze gestritten wird, sondern ein Kräftefeld, das nur durch seine Akteure zustandekommt«,[16] und dies gilt auch für die sozialen Felder. Mit dem Begriff des sozialen Feldes bezeichnet Bourdieu die Bereiche arbeitsteilig differenzierter gesellschaftlicher Aktivität, vergleichbar den ›sozialen Systemen‹, von denen strukturfunktionalistisch und systemtheoretisch argumentierende Soziologinnen und Soziologen sprechen. Das Konzept des sozialen Feldes hat Bourdieu zunächst am Fall der kulturellen Produktion entwickelt, mit ersten Überlegungen zum religiösen Feld,[17] und dann in *Die Regeln der Kunst*,[18] der großen Untersuchung zur Entstehung des literarischen Feldes in Frankreich. Er hat mit diesem Konzept jedoch weiter experimentiert und vor seinem Tod noch eine Studie zum ökonomischen Feld fertiggestellt.

Im Zusammenspiel von Habitus und sozialem Raum, Habitus und sozialem Feld – und auch von Habitus und Geschlechterordnung –, wie Bourdieu es in seinen Untersuchungen nachzeichnet, wird schließlich ein zentrales Prinzip seiner Soziologie der Praxis sichtbar: das relationale Denken. Bourdieus Soziologie der Praxis ist, wie Vester schreibt, eine »soziale Relativitätstheorie«.[19] Die ›sozialen Strukturen‹, mit denen sich die Soziologie beschäftigt, sind nichts Festes und nichts Absolutes, sie sind vielmehr Beziehungen, und die handelnden Individuen nehmen diese Beziehungen der sozialen Nähe, der Nachbarschaft und der Distanz als Differenzen wahr. Über den sozialen Raum schreibt Bourdieu: »Es existieren keine sozialen Klassen […]. Was existiert, ist ein sozialer Raum,

16 Vester, Michael: Das relationale Paradigma und die politische Soziologie sozialer Klassen. In: Uwe H. Bittlingmayer u.a. (Hrsg.): Theorie als Kampf? Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus. Opladen 2002, S. 63; vgl. Bourdieu, Pierre: Sozialer Raum und ›Klassen‹. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Frankfurt/M. 1985.

17 Vgl. Bourdieu 2000.

18 Bourdieu, Pierre: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt/M. 1999.

19 Vester, S. 63.

ein Raum von Unterschieden«.[20] Das »Ensemble von Positionen«, das die Soziologie als Klassenstruktur beschreibt, ist, wie das Weltall, ein »Ensemble«, dessen einzelne Positionen »durch ihr jeweiliges Verhältnis zu allen anderen« bestimmt sind. Dieser Raum, seine inneren Teilungslinien, die Annäherungen und das Auseinanderdriften von Positionen, wird durch die Individuen selbst gemacht, mit den unzähligen Akten ihrer alltäglichen Lebensführung, mit den Anstrengungen, die sie machen, um sozial aufzusteigen, und mit ihren Distinktionspraxen – auf der Basis der Möglichkeiten, die ihnen ihr Ort im sozialen Raum gibt.

Im Handeln des Individuums laufen seine Erfahrungen mit der Welt und mit ihnen die sozialen Strukturen, auf die sich diese Erfahrungen beziehen, zusammen. Mit den Konzepten des sozialen Raums und des sozialen Feldes hat Bourdieu gezeigt, wie man diese praktische ›Intersektionalität‹ verschiedener Dimensionen sozialer Strukturierung, die im soziologischen Denken gewöhnlich getrennt abgehandelt werden, analytisch fassen kann. Eine Art automatischen Analyse-Generator, der die sozialen Zusammenhänge ohne weiteres Zutun aufschlösse, erhält man damit allerdings nicht, doch stellt uns Bourdieus Soziologie der Praxis einen Werkzeug-Kasten – oder zumindest einen Teil des Werkzeug-Kastens – zur Verfügung, der es ermöglicht, an einigen »liegengebliebenen Baustellen« weiterzuarbeiten. Wenn man sich den Herausforderungen stellt, vor denen die Frauen- und Geschlechterforschung gegenwärtig steht, nämlich die Veränderungen der Geschlechterordnung als Teil der Modernisierungsdynamiken der bürgerlichen Gesellschaft zu begreifen, dann bedarf es dazu einer sehr genauen Analyse der Prozesse im sozialen Raum einer historisch bestimmten Gesellschaft, einer Analyse, die sich einen konkreten ›Fall‹ herausgreift, um daran zu untersuchen, wie beispielsweise die Zunahme prekärer Beschäftigungsverhältnisse, neue Grenzziehungen und Distanzen zwischen den Klassen, die Privatisierung von Bildung und die Geschlechterarrangements ineinanderspielen, um die deutsche Gesellschaft zu verändern.[21] Und zweifellos kommt man bei

20 Bourdieu 1998, S. 26.

21 Mit seiner Studie *Die feinen Unterschiede* (Frankfurt/M. 1982), der Untersuchung zur Klassenstruktur der französischen Gesellschaft nach der ersten Modernisierungswelle nach dem Zweiten Weltkrieg, ging es Bourdieu auch darum, die »Prinzipien der Konstruktion des sozialen Raums […] in einem Modell darzustellen, das Anspruch auf universelle Gültigkeit erhebt.« (Bourdieu 1998, S. 15) Dies, so schreibt er, sei jedoch nur dann möglich, »wenn man ganz in die Besonderheit einer empirischen, in der Geschichte räumlich und zeitlich bestimmbaren Realität eindringt, aber nur um sie als ›besonderen Fall des Möglichen‹ zu konstruieren« (Bourdieu 1998, S. 14).

diesem Unterfangen nicht darum herum, sich auf die Erkenntnisse und Debatten jener anderen Theorien und Forschungszweige einzulassen, die, wie zum Beispiel Castels historisch angelegte Studie *Metamorphosen der Lohnarbeit*, die ökonomischen und politischen Impulse für Veränderungen in den Klassenstrukturen zu erfassen suchen.

Symbolische Gewalt – männliche Herrschaft

Seit gut eineinhalb Jahrzehnten sind die theoretisch-konzeptionellen Debatten in der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung, aber auch international, insbesondere durch zwei Aspekte bestimmt worden. Zum einen rückte mit dem sogenannten *cultural turn* ›Geschlecht‹ als ein kulturelles Konstrukt stärker in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Hervorgehoben wurde die Kontingenz und Geschichtlichkeit der symbolischen Geschlechterordnung, etwa im Herausarbeiten der Spezifik des kulturellen Konstrukts der Zweigeschlechtlichkeit in modernen Gesellschaften und der Konstruktions- und Reproduktionsmodi dieses Konstrukts. Mit der stärkeren Beachtung der diskursiven Hervorbringung kultureller (Geschlechter-)Konstrukte und ihrer Wirkungen für Subjektkonstituierung und Identitäten wurde der Blick auf symbolische Macht- und Herrschaftsformen gerichtet. Zum anderen lag der Fokus auf dem ›Herstellen‹ von ›Geschlecht‹, auf dem *doing gender* in der Interaktion, als kollektive und insbesondere als individuelle Konstruktionsarbeit, mittels derer kontext- und situationsabhängig das zweigeschlechtliche Klassifizieren im praktischen Handeln strategisch eingesetzt wird.

Für beide Diskussionsstränge gilt, dass sie ›Wahlverwandtschaften‹ aufweisen zu konzeptionellen Überlegungen, die Bourdieu in seiner Soziologie der Praxis zur symbolischen Gewalt, insbesondere zur männlichen Herrschaft als paradigmatischer Form symbolischer Gewalt entwickelt hat. Und für beide gilt auch, dass sie einige wichtige Anregungen durch Bourdieus Überlegungen erhalten: Diese verstärken die Aufmerksamkeit für bestimmte Zusammenhänge bzw. provozieren theoretisch-begriffliche Erweiterungen. Einige dieser Anregungen sollen im Folgenden – und bezogen in erster Linie auf die sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung – skizziert werden.[22]

22 Wenn hier – entsprechend dem Anliegen dieses Querelles-Bandes – primär nach den Anregungen und Herausforderungen gefragt wird, die Bourdieus Soziologie für die Frauen- und Geschlechterforschung bietet, soll damit die Notwendigkeit einer kritischen Auseinandersetzung bzw. einer dezidierten Kritik keineswegs

In Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis, deren Dreh- und Angelpunkt sein Habitus-Konzept bildet, spielt der Gedanke der symbolischen Herrschaft bzw. Gewalt eine zentrale Rolle. Sprache[23] generell, Klassifikationen, Metaphern, Stereotype usw. im Besonderen zeichnen sich für Bourdieu in ihrer ›objektiven‹, kollektiv-kulturellen Gestalt durch eine symbolische Gewalt aus. Verankert und inkorporiert in den Wahrnehmungs- und Deutungsmustern der individuellen Habitus kann diese symbolische Gewalt – eben weil ihre Mächtigkeit in der Selbstverständlichkeit und gegebenen Fraglosigkeit liegt, mit der die Akteurinnen und Akteure diese Wahrnehmungs- und Teilungsprinzipien der Welt akzeptieren – »unter bestimmten Bedingungen […] viel durchschlagender sein als die politisch-polizeiliche Gewalt«.[24] Das Verstehen symbolischer Gewalt ist für Bourdieu ein zentraler Schlüssel für eine soziologische Erklärung des Beharrungsvermögens sozialer Ordnungen und asymmetrischer Geschlechterverhältnisse. Für ihn sind »heute […] die Phänomene symbolischer Herrschaft politisch ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger, [als] die Phänomene ökonomischer Herrschaft«[25] und deshalb ist für ihn das Verstehen der Wirkung symbolischer Herrschaft aktuell »vielleicht das politisch Allerdringlichste«.[26]

Bourdieus soziologisches Interesse gilt den sozialen Mechanismen, durch die Herrschaft und Ungleichheit – bei allem augenscheinlichen Wandel – reproduziert und perpetuiert werden. Seine Aufmerksamkeit richtet sich dabei insbesondere auf die Effekte der Anerkennung und Verkennung, die aus der Inkorporierung, dem Körper-Werden von Klassifikationen, auch von Geschlechtsklassifikationen, resultieren. In den *Meditationen*

kleingeredet werden. Zum einen gibt es solche Kritik von feministischer Seite durchaus (vgl. Feministische Studien, 20. Jg., 2001, H. 2, S. 290-296). Zum anderen würde eine darüber hinausgehende Kritik mehr Raum verlangen, als hier zur Verfügung steht.

23 Bourdieu hat sich ausführlich mit dem Zusammenhang von Sprache, (positioniertem) Sprechen und symbolischer Herrschaft/Gewalt auseinandergesetzt (Bourdieu, Pierre: Was heißt Sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien 1990). Vgl. dazu auch Rademacher, Claudia: Geschlechterrevolution – rein symbolisch? Judith Butlers Bourdieu-Lektüre und ihr Konzept einer ›subversiven Identitätspolitik‹. In: Claudia Rademacher/Peter Wiechens (Hrsg.): Geschlecht – Ethnizität – Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz. Opladen 2001, S. 31-52.

24 Bourdieu/Wacquant 1996, S. 203.

25 Bourdieu 1997b, S. 220.

26 Ebd.

spricht Bourdieu von einer »Logik in actu«,[27] von einer »körperlichen Erkenntnis«, die »ein praktisches Erfassen der Welt sichert«,[28] vom »praktische[n], von der Welt, in der er wohnt, bewohnte[n] Gewohnheitssinn des Habitus«.[29] Geschlechtsklassifikationen sind, wie Bourdieu in *Die männliche Herrschaft* zeigt, nicht nur ein wesentliches Element des »Gewohnheitssinns« des Habitus, an ihnen kann paradigmatisch die symbolische Gewalt studiert werden. Und zwar deshalb, weil Geschlechtsklassifikationen – als inkorporierte, Körper gewordene Klassifikationen – auf das Perfekteste die Verwandlung sozialer in ›natürliche‹ Gegebenheiten leisten, weil sie selbstverständlich und nicht hinterfragbar sind und daher auch keiner Legitimation bedürfen. Die Einsichten in die männliche Herrschaft, die Bourdieu mit seinem gleichnamigen Essay vermittelt, sind zugleich systematische Einsichten in die *körperliche Erkenntnisform*, in die verkörperlichte Existenz der Geschlechtsklassifikationen, die »dem Zugriff des Bewusstseins und der rationalen Argumentation entzogen« sind[30] und deshalb auf eine besonders nachhaltige Weise zur beständigen Reproduktion von sozialer Differenzierung und Hierarchisierung qua Geschlecht in der alltäglichen Praxis beitragen.

Auch in der Frauen- und Geschlechterforschung ist der vergeschlechtlichte Körper als Daseins- und Reproduktionsweise von Geschlechterhierarchien und sozialer Differenzierung in den letzten Jahren stärker Gegenstand theoretischer Überlegungen und empirischer Untersuchungen geworden. Zu Bourdieus Überlegungen zur Gewaltförmigkeit inkorporierter Klassifikationen lassen sich Ähnlichkeiten und konzeptionelle Schnittstellen ausmachen. Zugleich ist die Feststellung sicher nicht übertrieben, dass Bourdieus Einsichten in die Logik des praktischen Sinns und insbesondere der körperlichen Erkenntnis in der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung eher selten als Erkenntnismittel eingesetzt bzw. ausgeschöpft werden. Vorherrschend ist hier nach wie vor eher die scholastische Illusion, wonach praktisches, unreflektiertes ›Geschlechter-Wissen‹ unzulänglich im Vergleich zum reflektierten, insbesondere wissenschaftlichen Wissen ist, so dass doxisches Erfahrungswissen tendenziell als ›falsches Bewusstsein‹ verstanden wird, das es durch Aufklärung zu überwinden gilt und das durch Aufklärung auch über-

27 Bourdieu, Pierre: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt/M. 2001, S. 182.

28 Bourdieu 2001, S. 174.

29 Bourdieu 2001, S. 182.

30 Bourdieu 1997b, S. 227.

wunden werden kann.[31] Bourdieus Feststellung, dass »die Analyse des doxischen Akzeptierens der Welt […] die eigentliche Basis einer realistischen Theorie der Herrschaft und Politik«[32] darstellt, ist in ihrer Tragweite für Gegenstand und Selbstverständnis der Frauen- und Geschlechterforschung wohl noch zu entdecken.

Inkorporierte, habitualisierte Geschlechtsklassifikationen sind für Bourdieu somatisierte Herrschaftsverhältnisse; die so sanfte wie zwingende Gewalt der männlichen Herrschaft (also von hierarchisierenden Geschlechtsklassifikationen) liegt in der Anerkennung, die ihr von ihren Nutznießern wie von den durch sie Geschädigten bzw. Benachteiligten (den ›Beherrschten‹) gezollt wird.

> Alle Macht hat eine symbolische Dimension: Sie muss von den Beherrschten eine Form von Zustimmung erhalten, die nicht auf der freiwilligen Entscheidung eines aufgeklärten Bewusstseins beruht, sondern auf der unmittelbaren und vorreflexiven Unterwerfung der sozialisierten Körper.[33]

Bourdieus Überlegungen treffen sich hier mit dem in der Frauen- und Geschlechterforschung in den 1980er Jahren entwickelten Argument, wonach Frauen nicht bloße Opfer patriarchalischer Verhältnisse und Beziehungen sind, sondern sich auch als ›Täterinnen‹, nämlich auf der Grundlage einer »Komplizenschaft der Dispositionen«[34] an deren Reproduktion beteiligen. Zugleich gibt er diesem Argument eine vertiefende

31 Exemplarisch kann man hier die Konzepte von Gender-Kompetenz, Gender-Training u. Ä. nennen, die von – in der Regel auch in Frauen- und Geschlechterforschung wissenschaftlich ausgebildeten – Expertinnen und Experten bei der Implementierung von Gender-Mainstreaming in eine breitere Öffentlichkeit getragen werden. Diese lassen nicht nur in aller Regel außer Acht, dass mit den in einem mehrstündigen oder auch -tägigen ›Gender-Training‹ vermittelten Kenntnissen über Geschlechterverhältnisse die inkorporierten, habitualisierten Geschlechtsklassifikationen weder in Frage gestellt noch verändert werden (können). Sie nähren auf der politischen Ebene auch die Illusion einer schnellen Veränderbarkeit von Geschlechterverhältnissen bzw. eines relativ unkomplizierten Abbaus bestehender Geschlechterungleichheiten. Solche Konzepte unterliegen selbst dem, was Bourdieu den Verkennungseffekt der männlichen Herrschaft nennt.

32 Bourdieu/Wacquant 1996, S. 205.

33 Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft. In: Irene Dölling/Beate Krais (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M. 1997, S. 153-217 (nachfolgend zitiert als Bourdieu 1997a); hier S. 165.

34 Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft. Frankfurt/M. 2005, S. 78.

Interpretation, indem er die Art und Weise der Zustimmung durch die ›Beherrschten‹ qualifiziert. So betont er, dass es sich hierbei nicht um bewusste Zustimmung und Reproduktion handelt (die dann vor allem durch ›Aufklärung‹ zu überwinden wäre). Vielmehr sind es die inkorporierten, zu ›Natur‹ gewordenen Erzeugungsmodi des Habitus, die die ›Beherrschten‹ als nicht reflektierte Denkschemata »auf jeden Sachverhalt der Welt, insbesondere aber auf die Machtverhältnisse, denen sie unterliegen«, sowie auf die »Personen, die deren Träger sind, mithin auch auf sich selbst«[35] anwenden. Vorstellungen, die diese Form der Zustimmung alternativ als Nötigung oder Einwilligung, als objektiven Zwang oder bewusste Zustimmung interpretieren, bezeichnet Bourdieu als »naiv«,[36] weil sie zu wenig beachten bzw. vernachlässigen, welche Wirkmächtigkeit in der tendenziell »fortschreitende[n] Somatisierung der geschlechtsspezifischen Herrschaftsverhältnisse«[37] im Prozess der Sozialisierung liegt. Diese Zustimmung gilt ihm daher als »abgepreßte Anerkennung«,[38] die aus dem spezifischen Zwang inkorporierter männlicher Herrschaft resultiert. Dies konzeptionell oder auch in der politischen Argumentation nicht zu beachten, Emanzipation vor allem als eine Veränderung »des Bewußtseins und des Willens« zu verstehen, impliziert für Bourdieu die Gefahr – vor der er die »feministische Bewegung« keineswegs gefeit sieht – die Komplexität dieses Veränderungsprozesses zu unterschätzen oder auch letztlich den ›Beherrschten‹ die Verantwortung für ihr ›Beherrschtsein‹ zuzuschreiben.[39]

Zugleich betont Bourdieu, dass die Dispositionen »zur Unterwerfung« »das Produkt objektiver Strukturen« sind. Diese verdanken »ihre Wirksamkeit nur den Dispositionen, die von ihnen ausgelöst werden und die zu ihrer Reproduktion beitragen«.[40] Entsprechend seinem praxeologischen Verständnis der sozialen Welt heißt das für ihn auch, dass Geschlechtsklassifikationen als somatisierte Herrschaftsverhältnisse keine abstrakte Größe sind.[41] Sie werden – wie andere Klassifikationen – wirk-

35 Bourdieu 1997a, S. 165.

36 Bourdieu 1997a, S. 164: Man kann »die symbolische Gewalt nicht verstehen […], wenn man nicht den Gegensatz von Zwangsausübung und Zustimmung, äußerem Zwang und innerem Trieb aufhebt« (Bourdieu/Wacqant 1996, S. 209).

37 Bourdieu/Wacqant 1996, S. 209.

38 Bourdieu 1997a, S. 164.

39 Bourdieu 2005, S. 77.

40 Bourdieu 2005, S. 74.

41 »Daher ist der Blick nicht ein einfaches, allgemeines und abstraktes Objektivierungsvermögen […]. Es ist ein symbolisches Vermögen, dessen Wirksamkeit ab-

sam und reproduziert im praktischen Handeln, also von Akteurinnen und Akteuren, die in verschiedenen sozialen Feldern unterschiedlich positioniert sind – und eben nicht von abstrakt gefassten Individuen. Als sozial unterschiedlich Positionierte bringen sie ihre habitualisierten, dem jeweiligen Feld tendenziell angepassten, homologen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster strategisch zum Einsatz oder ins Spiel. Bourdieu betont, dass Klassifikationsarbeit (u.a. nach Geschlecht) integraler Bestandteil des praktischen Handelns sozial positionierter Akteure ist. Deshalb kann auch nur empirisch festgestellt werden, ob, wie und in Bezug worauf Geschlechtsklassifikationen von den Akteuren zur Deutung eingesetzt werden und wie dies korrespondiert mit feld- und kontextbezogenen Vergeschlechtlichungen von Tätigkeiten, Arbeitsteilungen, betrieblichen Hierarchien etc.

Auch diese Vorstellungen Bourdieus weisen Gemeinsamkeiten auf mit Diskursen in der Frauen- und Geschlechterforschung der 1990er Jahre, in denen das interaktive, kontext- und situationsabhängige Herstellen von ›Geschlecht‹, das *doing gender*, in den Mittelpunkt theoretischer Anstrengungen und zahlreicher empirischer Studien rückte. Es gibt aber auch gravierende Unterschiede, die aus divergierenden konzeptionellen Vorstellungen über dieses ›praktische Herstellen‹ rühren. In der Frauen- und Geschlechterforschung, insbesondere in der deutschsprachigen, ist eher der ethnomethodologische Ansatz vorherrschend, der sich auf das Herstellen von ›Geschlecht‹ in Interaktionen richtet und sich tendenziell als ›Gegenposition‹ zu sozialstrukturellen Konzepten versteht. Das hat dazu geführt, dass in den Debatten das praktische, prozessuale Konstruieren und Herstellen von ›Geschlecht‹ ebenso wie das Verständnis von ›Geschlecht‹ als Basisklassifikation und Strukturkategorie konzeptionell und methodisch unvermittelt nebeneinanderstehen. Mit gleicher Verve werden Untersuchungsergebnisse vorgelegt, wonach einerseits die Geschlechterdifferenz (in einigen Bereichen) als sozialer Klassifikationsmodus an Relevanz verliert, andererseits strukturell verankerte Geschlechterhierarchien so stabil wie eh und je sind. Bourdieus Praxeologie, seine Betonung des Aufeinander-abgestimmt-Seins von Position und Disposition, Feld und Habitus zeigen einen Weg auf, wie solche abstrakten Gegenüberstellungen bzw. verkürzten Perspektiven und auch vorschnelle Schlussfolgerungen über den Be-Deutungsverlust von ›Geschlecht‹ in den aktuellen Transformationen moderner Gesellschaften vermieden

hängt von der relativen Position dessen, der wahrgenommen wird, sowie dem Grad, in dem die Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata von dem, auf den sie angewandt werden, gekannt und anerkannt werden« (Bourdieu 2005, S. 115).

werden können. Er betont, dass die alltäglich-praktische Konstruktionsarbeit von Akteurinnen und Akteuren mittels ihrer vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Habitus in sozialen Feldern geleistet wird, die eine ›objektive‹, über konkrete Prozesse und Interaktionen hinausgreifende und handlungswirksame Logik aufweisen und die in einem inneren Zusammenhang zu anderen Feldern und Strukturierungen des sozialen Raumes stehen. Damit macht er auf Relationen zwischen historisch produzierten ökonomischen, politischen, kulturellen Macht- und Herrschaftsverhältnissen zu einem gegebenen Zeitpunkt aufmerksam, ohne die das Klassifizieren nach ›Geschlecht‹ nicht hinreichend als soziale Praxis mit den in ihr wirksamen Formen symbolischer Gewalt gefasst werden kann.

Bourdieus »theoretische Vermittlung der *objektiv-materialen* und der *symbolischen Realitätsebenen*«[42] liegt auch seinen Vorstellungen einer »symbolischen Revolution«[43] zugrunde. Er sieht die – langfristige und langwierige – Veränderung der Klassifikationen, die inkorporiert, habituell verfestigt und praktisch ins Spiel gebracht werden, als unabdingbare Voraussetzung für einen qualitativen Umbau von Geschlechterverhältnissen; zugleich ist diese revolutionäre Umwälzung des Symbolischen nicht möglich, ohne dass bestimmte Bedingungen gegeben sind. Zum einen betont Bourdieu, dass die Entsprechungen zwischen der materialen und der symbolischen Welt, zwischen Position und Habitus, zwischen Hoffnungen und Chancen nie hermetisch sind. Es bleibt »immer Raum […] für die *kognitive Auseinandersetzung* um die Bedeutung der Dinge«[44] und damit für ein Aufbrechen der *doxa.* »Die gesteckten Grenzen [sind] überschreitbar, insbesondere die unverrückbarsten – die in unseren Köpfen nämlich. […] Die symbolische Überschreitung einer sozialen Grenze hat aus sich heraus eine befreiende Wirkung, weil sie das Undenkbare praktisch heranführt«.[45] Damit aber grenzüberschreitende, die herrschende *doxa* aufbrechende Diskurse Aussicht haben, als vernünftig, legitim usw. »anerkannt zu werden und beispielhaft zu wirken, müssen die Strukturen, gegen die solchermaßen protestiert wird, selbst schon in einen Zustand der Fragwürdigkeit und Krisenhaftigkeit übergegangen sein, der ihre In-

42 Rademacher 2001, S. 41.

43 Bourdieu/Wacqant 1996, S. 211.

44 Bourdieu 1997a, S. 177, Herv. i. O.

45 Bourdieu 2001, S. 304. So »kann unter allen Umständen, und zumal in Zeiten, in denen Hoffnungen und Chancen immer weiter auseinandertreten, die relative Autonomie der symbolischen Ordnung einem politischen Handeln, das wieder Möglichkeiten erschließen will, einen Freiheitsspielraum verschaffen.« (Bourdieu 2001, S. 301).

fragestellung und die kritische Bewußtwerdung ihres willkürlichen Charakters und ihrer Zerbrechlichkeit begünstigt«.[46] Und schließlich hängt es nach Bourdieu von der Verfügung insbesondere über kulturelles Kapital ab, wer aktiv an solchen symbolischen Grenzüberschreitungen teilhaben, wer für andere sprechen, seine individuellen bzw. spezifische Gruppeninteressen als allgemeine deklarieren kann usw. Eine symbolische Revolution findet – sind die genannten Bedingungen gegeben – keineswegs in einem machtfreien Raum statt, sie kann durchaus mit dem Herstellen neuer Ungleichheiten einhergehen. Für die Frauen- und Geschlechterforschung, die mit ihrer Wissensproduktion zur kognitiven Auseinandersetzung um die willkürliche und mächtige Konstruiertheit von Geschlechtsklassifikationen beitragen will, sind Bourdieus Einsichten in die Möglichkeiten und Grenzen einer symbolischen Revolution, in deren objektiv-strukturelle Voraussetzungen wie die unterschiedlichen Ressourcen ihrer Akteurinnen und Akteure wichtige Anregungen dafür, der Komplexität ihres Vorhabens angemessen Rechnung zu tragen.[47]

(Selbst-)Reflexivität

Bourdieu ist einer der – nach wie vor eher wenigen – Soziologen, die systematisch und in empirischen Untersuchungen die Bedingungen und die Logik wissenschaftlichen Arbeitens zu ihrem Gegenstand machen. Reflexivität gehört für ihn zu den Leistungen, die die Soziologie zu erbringen hat – als beständige kollektive Aufgabe ebenso wie als Anspruch des Soziologen oder der Soziologin an sich selbst. Diese Aufgabe hat mehrere Dimensionen: *Erstens* heißt dies, die Erkenntnismittel »als Erkenntnisgegenstände zu behandeln«.[48] Das bedeutet, dem »epistemisch Unbewußte[n]« in den Wahrnehmungs- und Denkkategorien auf die Spur zu kommen, in dem sich die »Geschichte des Feldes« niederschlägt, die Geschichte symbolischer Kämpfe und Machtverhältnisse und auch des kollektiven ›Vergessens‹ der Entstehungs- und Konstruktionszusammenhänge von Begriffen und Klassifikationen. Reflexivität richtet sich damit gegen eine Welt der ›natürlichen Einstellungen‹ (*doxa*) in der wissenschaftlichen Produktion selbst.[49]

46 Bourdieu 2001, S. 304.
47 Vgl. dazu auch Rademacher 2001.
48 Bourdieu 1997a, S. 153.
49 Bourdieu 2001, S. 126.

Da Reflexivität für Bourdieu ohne Geschichte des Feldes ›Wissenschaft‹ wie seiner Disziplinen/Unterfelder nicht zu haben ist, geht es *zweitens* darum, mit analytisch-distanziertem Blick auf die Eigenart des wissenschaftlichen Feldes und seiner jeweiligen Strukturen sowie (disziplinären) Hierarchien zu sehen, auf die Regeln, nach denen in diesem Feld gespielt, in symbolischen Kämpfen um ›Wahrheit‹, um Anerkennung, um Macht gerungen wird. Reflexivität zielt auf die Position, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in diesem Feld einnehmen und von der aus sie an den symbolischen Kämpfen teilnehmen (können), sowie darauf, welchen Einfluss diese Positionierungen auf die Wahl der Gegenstände, auf die Zuwendung zu bestimmten ›Schulen‹, Konzepten usw., ebenso wie auf die Abgrenzung davon haben. Dazu gehört auch, der Besonderheiten der wissenschaftlichen Wissensproduktion gewärtig zu sein, die auf dem Privileg der Unabhängigkeit, der »effektive[n] Distanz gegenüber ökonomischem und sozialem Druck« beruht, und das heißt auch der »Grenzen […], die dem scholastischen Denken infolge der ganz speziellen Bedingungen seiner Herausbildung gesteckt sind«.[50]

Dies setzt *drittens* Selbstreflexivität voraus bzw. schließt diese ein, das heißt die Reflexion der eigenen Position und des eigenen Werdeganges im – nach Disziplinen differenzierten – Feld der Wissenschaft. Dabei geht es nicht um Autobiographien (von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern) oder um »Geschichte[n] aus der Sicht des Individuums« – diese sind für Bourdieu »noch sehr weit entfernt« von dem, was er unter reflexiver Soziologie versteht.[51] Vielmehr geht es ihm um eine Selbstreflexion, »die das Subjekt der Objektivierung selbst objektiviert. Damit meine ich eine Reflexion, die dem Erkenntnissubjekt das gewöhnlich von ihm beanspruchte Privileg entzieht, indem sie mit Hilfe aller verfügbaren Objektivierungsinstrumente (statistische Untersuchung, ethnographische Beobachtung, historische Forschung usw.) die Voraussetzungen ans Licht bringt, die aus seiner Involviertheit in das Objekt der Erkenntnis hervorgehen«.[52]

Verglichen mit der Praxis in vielen Wissenschaftsdisziplinen zeichnet sich die Frauen- und Geschlechterforschung gewiss durch ein höheres Maß an Reflexivität aus. Dies ist bedingt durch die Geschichte ihrer Entstehung und ihrer (bisherigen) Positionierung im Wissenschaftsfeld, durch ihren – zumindest in ihren Anfängen explizit formulierten – An-

50 Bourdieu 2001, S. 25.
51 Bourdieu 2001, S. 45.
52 Bourdieu 2001, S. 18 f.

spruch, eine kritische Theorie zu sein und ›männliche Wissenschaft‹, deren ›blinde Flecken‹, Objektivitätsstandards und hierarchische Strukturen einer grundlegenden Kritik unterziehen zu wollen. Vieles von dem, was Bourdieu als Anspruch an eine reflexive Soziologie formuliert hat, gilt auch für die Frauen- und Geschlechterforschung. Festzustellen ist allerdings, dass das Reflexionspotential in der Frauen- und Geschlechterforschung keineswegs ausgeschöpft ist, vielmehr lässt sich, parallel zu ihrer Etablierung im universitären Feld, eher ein Abschwächen des distanziert-analytischen Blicks auf sich selbst beobachten. In mancherlei Hinsicht lassen sich Defizite in der (Selbst-)Reflexivität aufzeigen, die angesichts der aktuellen tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbauprozesse und der damit einhergehenden Veränderungen im Wissenschaftsfeld die Erkenntnisfähigkeit von Frauen- und Geschlechterforschung begrenzen oder einschränken könnten.[53] Bourdieus Ansprüche an eine reflexive Soziologie sind daher auch für die Frauen- und Geschlechterforschung Anregung und Herausforderung für die Qualifizierung ihrer (Selbst-)Reflexivität.

Die Positionierung der Frauen- und Geschlechterforschung im aktuellen Wissenschaftsfeld hat Sabine Hark mit dem Begriff der »dissidenten Partizipation«[54] charakterisiert. Vor allem im universitären Bereich ist die Frauen- und Geschlechterforschung heute relativ stabil etabliert, wenn auch nicht voll anerkannt. Ihre Vertreterinnen und Vertreter haben es auf dem Weg vom ›Rand‹ in die ›Mitte‹ gelernt, nach den Regeln des Feldes zu spielen, sie nehmen als – zumindest tendenziell anerkannte – Akteurinnen und Akteure teil an der Wissensproduktion und sie partizipieren damit an Macht, die »in den Bahnen rationaler Kommunikation ausgeübt wird«.[55] Sie machen dabei auch die durchaus ambivalente Erfahrung, dass ihre Erkenntnisse rezipiert, dass von ihnen ins Spiel gebrachte Begriffe aufgegriffen und in andere Konzepte eingebaut werden, dabei jedoch nicht selten ihrer ursprünglichen Bedeutung bzw. ihres kritischen Potentials verlustig gehen. So hatte zum Beispiel die Forderung nach

53 Wie schwierig es ist, die eigene Positionierung im wissenschaftlichen Feld, die Geschichte dieses Feldes (der einzelnen Disziplinen) zu rekonstruieren und die eigene Wahl von Erkenntnisgegenständen zu ›objektivieren‹, und wie sehr wir noch am Anfang eines kollektiven Reflexionsprozesses unserer eigenen Geschichte (der Frauen- und Geschlechterforschung) stehen, zeigen die im *Forum* veröffentlichten Stellungnahmen von Frauen- und Geschlechterforscherinnen verschiedener Disziplinen.

54 Hark, Sabine: Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt/M. 2005.

55 Bourdieu 2001, S. 106 f.

›Vereinbarkeit von Beruf und Familie‹ ursprünglich einen politisch-emanzipatorischen Anspruch, der durch die Frauen- und Geschlechterforschung eine wissenschaftliche Grundlage erhielt. Vereinbarkeit ist thematisiert worden als eine entscheidende Voraussetzung für die (bessere) Integration von Frauen in die Sphäre der Erwerbsarbeit, die in unserer Gesellschaft bis heute entscheidend ist für die soziale Positionierung, den Zugang zu Ressourcen und zu Leistungen des Sozialstaates. Sie ist benannt worden als eine Voraussetzung dafür, dass Frauen ihre persönliche Abhängigkeit von einem ›Ernährer‹ überwinden können und dass zugleich die Gesellschaft, indem sie die Bedingungen dafür schafft, die Betreuung und Erziehung von Kindern als eine soziale Tätigkeit anerkennt, gleichgewichtig zur Erwerbstätigkeit. Zugrunde lag diesen Argumentationen ein gesellschaftstheoretisches Verständnis des widersprüchlichen Verhältnisses von Produktion und Reproduktion, seiner organisatorischen Verfasstheit in kapitalistischen (modernen) Gesellschaften, des damit zusammenhängenden hierarchischen Geschlechterverhältnisses und der ›doppelten Vergesellschaftung‹ von Frauen. Frauen- und Geschlechterforschung richtete ihren kritisch-analytischen Blick auf strukturelle Zusammenhänge wie auf konkrete soziale und kulturelle Bedingungen des ›Vereinbarkeitsproblems‹ und damit auf Veränderungsmöglichkeiten, die den Status quo überschreiten.

Wurde das kritische Potential der Vereinbarkeitsforderung schon tendenziell abgeschwächt, als politische Parteien und der Staat sich dieses Problems annahmen, ist gegenwärtig zu konstatieren, dass im Kontext einer zunehmenden Ökonomisierung aller Bereiche die ›effektive Nutzung des Humankapitals‹ (in erster Linie der gut ausgebildeten, hoch qualifizierten Frauen!) den Hintergrund für die Forderung nach der besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie bildet. Die Konjunktur, die das Thema derzeit in der Politik wie in der Wirtschaft hat – gestützt durch wissenschaftliche Gutachten und empirische Untersuchungen, an denen in aller Regel Frauen- und Geschlechterforschende nicht beteiligt sind –, verweist auf veränderte ökonomische, soziale und politische Figurationen, in denen die ursprüngliche frauenpolitische Forderung und ihre wissenschaftliche Untermauerung durch die Frauen- und Geschlechterforschung aufgegriffen und re-interpretiert wird. Ähnliches lässt sich auch für das von der Frauen- und Geschlechterforschung erarbeitete Wissen über ›Geschlecht‹ als hierarchisierendes Konstrukt und als ein Ungleichheit erzeugendes soziales Differenzierungsprinzip sagen, das etwa im Gender-Mainstreaming-Konzept für eine Managementstrategie instrumentalisiert werden kann, wobei dessen gesellschaftskritisches Potential in Vergessenheit zu geraten droht. In dieser Situation bedarf die

Frauen- und Geschlechterforschung mehr denn je der Reflexivität: über die veränderten gesellschaftlichen Figurationen und politischen Kräfteverhältnisse, in denen sie mit ihren Problemstellungen wirksam wird; über ihre ambivalente Position in einem Wissenschaftsfeld, das in starken Maße einer Ökonomisierung seiner Strukturen, einem Um-sich-Greifen betriebswirtschaftlicher Nutzenkalküle und Effektivitätskriterien, aber auch der Gefährdung seiner Autonomie (und damit des historischen Privilegs des ›scholastischen Denkens‹) durch eine wachsende Abhängigkeit von privatwirtschaftlichen Sponsoren und Auftraggebenden ausgesetzt ist. Auch ihre Teilhabe an Macht bedarf der Reflexion, um zu vermeiden, dass sie die Konstellationen heutiger wissenschaftlicher Wissensproduktion außer Acht lässt und dadurch – gegen ihre Intentionen – dazu beiträgt, dass Wissenschaft »ihre rationalen Erkenntnisinstrumente in den Dienst einer immer rationalisierteren Herrschaft [stellt]« bzw. ihre Möglichkeiten, »rational die Herrschaft« zu analysieren, nicht ausschöpft.[56] Bourdieus Forderung, männliche Herrschaft als »besonderen Fall eines allgemeinen Modells von Herrschaft zu untersuchen«,[57] ist seitens der Frauen- und Geschlechterforschung keineswegs hinreichend eingelöst. Und sie hätte eine Antwort darauf zu finden, wie sie sich in den Debatten um Exzellenz und Eliten (und daraus folgenden Institutionalisierungen, aber auch neuen sozialen Hierarchisierungen) positioniert und ob bzw. welche neuen Formen der Wissensproduktion sie anstrebt, angesichts der Tatsache, dass »die Hochschulen […] ihre Bedeutung als Orte, an denen kritisches Wissen erarbeitet und reproduziert werden kann[, verlieren]«.[58]

Die Frauen- und Geschlechterforschung steht damit zum wiederholten Male vor der Herausforderung, ihre Erkenntniswerkzeuge als Erkenntnisgegenstände zu behandeln. Sie muss überprüfen, inwieweit ihre Konzepte und Begriffe noch angemessen bzw. hinreichend sind für die kritische Analyse der Wirkungen und Funktionen von ›Geschlecht‹ in den Transformationen, die den Übergang von der »organisierten« in die »erweitert liberale« Moderne[59] oder auch der industriegesellschaftlichen,

56 Bourdieu 2001, S. 107.

57 Bourdieu 1997b, S. 219.

58 Demirovic, Alex: Kritische Gesellschaftstheorie und ihre Bildungsbedingungen im fordistischen und postfordistischen Kapitalismus. In: Alex Demirovic/Joachim Bischoff/Christoph Lieber: Intellektuelle zwischen Fordismus und Postfordismus. Supplement der Zeitschrift Sozialismus, 2006, H. 7-8, S. 1-22; hier S. 18.

59 Wagner, Peter: Soziologie der Moderne. Freiheit und Disziplin. Frankfurt/M., New York 1995.

»fordistischen« in die »postfordistische« Moderne[60] kennzeichnen. Zum einen geht es darum, Geschlechterverhältnisse, ihre organisatorische Verfasstheit und ihre kulturellen Normierungen im Kontext einer Neufiguration spätkapitalistischer Verwertungs- und Austauschprozesse zu beobachten und zu analysieren. Bourdieus Konzept des sozialen Raumes, der Relationen zwischen sozialen Feldern und ihrem Verhältnis zum Feld der Macht, der dominanten Klassifikationen und der Spielregeln in einem Feld kann hier wichtige Anregungen geben, veränderte Figurationen zwischen sozialen Feldern in einem nationalstaatlich gerahmten und zugleich ›globalisierten‹ sozialen Raum ebenso wie die Verschiebungen in den legitimen, vor-herrschenden Klassifikationen und die damit verbundenen Auswirkungen auf das moderne hierarchische Geschlechterverhältnis und die historisch entstandenen und kulturell variierenden Geschlechterarrangements konzeptionell und analytisch in den Blick zu nehmen. Ein solches, von Bourdieus Konzept der sozialen Felder inspiriertes, theoretisches Verständnis spätkapitalistischer Gesellschaft ermöglicht es, der Gefahr zu entgehen, entweder aus Modifikationen und Modernisierungen von Geschlechterarrangements[61] vorschnell auf einen grundlegenden Wandel im hierarchischen Geschlechterverhältnis zu schließen oder aber Verschiebungen und Um-Deutungen nicht genügend Aufmerksamkeit zu schenken und damit praktische Veränderungspotentiale zu übersehen, die sich – langfristig – auf das Geschlechterverhältnis auswirken.

Die Frauen- und Geschlechterforschung ist in diesen Kontexten gefordert zu prüfen, inwieweit ihre Kategorien und Begriffe zur Bewältigung der genannten Herausforderungen ausreichen, und welche begrifflichen Unterscheidungen und Grenzziehungen – die weitgehend unreflektiert blieben, weil sie sich in einem sozialwissenschaftlichen Diskurs als dominant durchgesetzt hatten, der sich auf die industriegesellschaftliche Moderne bezog – sich als ›veraltet‹, unangemessen für die Analyse der veränderten sozialen Wirklichkeit herausstellen. So hat die Frauen- und Geschlechterforschung die strukturelle Trennung von Arbeitsmarkt, Erwerbssphäre und hier geleisteter ›produktiver‹ Arbeit einerseits, von Familie, Hauswirtschaft und hier geleisteten ›reproduktiven‹ Tätigkeiten andererseits als eine grundlegende Ursache für das

60 Castel 2000.

61 Diese Modernisierungen und Modifikationen sind oft genug auf einzelne soziale Felder bzw. Segmente des sozialen Raums beschränkt und beziehen nur bestimmte soziale Akteurinnen und Akteure, wie zum Beispiel die gebildeten Mittelschichten mit ein.

hierarchische Geschlechterverhältnis in modernen Gesellschaften konzipiert. Die praktizierten Geschlechterarrangements wie die konkreten Institutionalisierungen des Geschlechterverhältnisses in den verschiedenen Teilsystemen/Feldern (Recht, Bildung, Bevölkerungspolitik etc.) wurden dementsprechend mit Hilfe von Begriffen theoretisch konstruiert, die – wie die Begriffe ›öffentlich‹ und ›privat‹, ›Arbeit‹ und ›Leben‹ oder auch ›doppelte Vergesellschaftung‹ – eine klare strukturelle, normative, räumliche und zeitliche Grenze zwischen diesen Bereichen als selbstverständliche Vorannahme zur Grundlage hatten. Das hat auch die konzeptionellen und normativen Vorstellungen von Vereinbarkeit von Beruf und Familie und nach größerer sozialer Anerkennung von ›privat‹ und meist von Frauen geleisteter Fürsorgearbeit, aber auch von Gleichstellung, Geschlechterdemokratie usw. beeinflusst. Nun zeichnet sich in den gegenwärtigen Umbauprozessen keineswegs ab, dass sich die Rangordnung von ›produktiven‹ und ›reproduktiven‹ Tätigkeiten grundlegend verändert, wohl aber werden die bisherigen strikten normativen, räumlichen und zeitlichen Trennungen brüchig, die Übergänge tendenziell fließend und neue institutionalisierte Formen (etwa der Lebensführung) sind im Entstehen, in denen die strukturelle Hierarchie verändert figuriert, normiert und in Geschlechterarrangements praktisch gelebt wird. Wie reagiert die Frauen- und Geschlechterforschung auf diese Veränderungen, was muss sie an Begriffsarbeit leisten, um diese Neufigurationen, aber auch die Interessen der involvierten Akteurinnen und Akteure und ihre praktischen ›Stellungnahmen‹ zu diesen Veränderungen theoretisch angemessen zu konzipieren? Auffallend ist, dass sich die Frauen- und Geschlechterforschung an den stärker werdenden Debatten um Gesellschaftsentwürfe ›jenseits der Arbeitsgesellschaft‹ bzw. einer Dominanz (kapitalistischer) Marktlogik bislang bestenfalls mit nachträglichen Verweisen auf die Geschlechtsblindheit solcher Entwürfe, aber nicht mit eigenen Konzepten beteiligt hat.

Die Erkenntniswerkzeuge zu überprüfen, hat auch eine politische Dimension – Reflexivität ist Voraussetzung für konzeptionelle und normative Vorstellungen von Gleichstellungspolitik und von einem (geschlechter-)demokratisch verfassten Gemeinwesen, die den veränderten Bedingungen und subjektiven Interessen Rechnung tragen. Bourdieu, der in Deutschland auch durch sein politisches Eingreifen bekannt wurde, hat nachdrücklich darauf hingewiesen, dass ein solches Eingreifen eine reflektierte wissenschaftliche Analyse voraussetzt. Die politische Dimension und der aufklärerische Impetus wissenschaftlicher Arbeit selbst liegen, dies war seine feste Überzeugung, in der nach den Spielregeln des Wissenschaftsfeldes erfolgenden Wissensproduktion, so dass wissenschaft-

liche Tätigkeit »das beste Mittel sei, menschliches Leiden zu erkennen und letztlich zu beseitigen«.[62] Reflexivität, die den eigenen Erkenntnismitteln und – darauf gegründet – dem ›epistemisch Unbewussten‹ in der wissenschaftlichen Wissensproduktion gilt, kann auch und nicht zuletzt ermöglichen, dass die Frauen- und Geschlechterforschung ihr Selbst-Verständnis, kritische Wissenschaft zu sein, sowohl den gegenwärtigen gesellschaftlichen Transformationsprozessen als auch der Position im Wissenschaftsfeld entsprechend, die sie gewonnen hat, neu bestimmt: Ihr kommt es zu, Geschlechtsklassifikationen im Kontext vor-herrschender Wahrnehmungs- und Deutungsmuster zu analysieren und deren symbolische Gewalt als Form (post-)moderner Herrschaft zu verdeutlichen, also mit den Worten Bourdieus »der Wiederkehr des Verdrängten den Weg zu bahnen und in aller Öffentlichkeit das auszusprechen, was niemand wissen möchte«.[63]

62 Rehbein, Boike: Die Soziologie Pierre Bourdieus. Konstanz 2006, S. 23.
63 Bourdieu, Pierre: Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt/M. 2002, S. 126.